



Leseprobe aus Bogner, Gesellschaftsdiagnosen, ISBN 978-3-7799-3741-8

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3741-8)

isbn=978-3-7799-3741-8

Kapitel 1

Der diskrete Charme der Gesellschaftsdiagnostik

Wirklich etabliert ist der Begriff der *Gesellschaftsdiagnose* im wissenschaftlichen Sprachgebrauch noch nicht. Meist spricht man im Fall jener Analysen, die eine Zustandsbeschreibung, also eine Diagnose ihrer gegenwärtigen Gesellschaft liefern wollen, von Zeitdiagnosen. Der Begriff der *Zeitdiagnose* verweist auf eine Zeit, in der die Gesellschaft im soziologischen Sinne noch gar nicht der ausgewiesene Bezugspunkt der Analyse war. In dieser vorsoziologischen Zeit soziologischen Denkens philosophierte man über die leitenden Ideen der Epoche und den Geist der Zeit, den Zeitgeist. Der Begriff der Gesellschaft gewinnt erst an Boden, als sich ein neues Verständnis der Zeit durchsetzt: die Zukunftsoffenheit der Zeit. Das heißt, der Lauf der Dinge ist nun nicht mehr in einem von Gott oder Hegel vorgezeichneten Plan geborgen. Man glaubt vielmehr, dass die sozialen Umstände gestaltet werden können und müssen.

Mit der jungen Soziologie bildet sich eine Wissenschaft vom Sozialen heraus, der man eine entsprechende Gestaltungskompetenz zutraut. Die Soziologie trägt dann auch entscheidend zur Popularisierung und Präzisierung des Begriffs der Gesellschaft bei. Der Begriff der Gesellschaft signalisiert: Menschliches Zusammenleben ist gestaltbar, aber auch gestaltungsbedürftig. Anstelle der Zeit – eines für die Kennzeichnung des umfassendsten Sozialzusammenhangs viel zu unscharfen Begriffs – ist es darum fortan die Gesellschaft, die sich mithilfe einer ausdifferenzierten Sozialwissenschaft analysiert.

Der Begriff der Gesellschaftsdiagnose markiert also einen semantischen Wandel, der letztlich auf ein neues Verständnis der Zeit und des menschlichen Miteinanders verweist – sowie auf die gesteigerte Bedeutung der Soziologie. Die Soziologie spricht darum heute lieber von Gesellschaftsdiagnosen als von Zeitdiagnosen. Wer sich vor allem auf die philosophische Tradition bezieht, wird eher von Zeitdiagnosen sprechen. Der Titel dieses Buches lehnt sich an den jüngeren, soziologischen Diskurs an, obwohl in den ersten Kapiteln auch philosophische Zeitdiagnosen vorgestellt werden. Auf den ersten Seiten wird daher vor allem der Begriff der Zeitdiagnose verwendet, anschließend wird überwiegend von Gesellschaftsdiagnosen die Rede sein. Aber das sind Feinheiten. Viel wichtiger ist die Frage, was man sich denn nun unter dem Titel der Gesellschaftsdiagnostik vorstellen soll. Und was genau ist der Unterschied zwischen Gesellschaftsdiagnose und dem sehr ähnlich gelagerten Begriff der Gesellschaftstheorie?

Eines gleich vorweg: Die Soziologie tut sich recht schwer mit der Gesellschaftsdiagnostik. Es gibt bislang keine präzise Definition, und nicht selten wird das Etikett „Gesellschaftsdiagnose“ in abwertender Absicht verliehen, um eine Differenz zur ernstesten, wirklich wissenschaftlichen Gesellschaftstheorie zu markieren. Weil sie gemeinhin als Schwundstufe der Gesellschaftstheorie gilt, fristet die Gesellschaftsdiagnose eine Randexistenz. Es überrascht daher nicht, dass Lehr- und Einführungsbücher zu diesem Thema Mangelware sind. Ausnahmen gibt es, etwa eine Sammlung von Überblicksdarstellungen soziologischer Gegenwartsgesellschaftsdiagnosen (Schimank/Volkman 2007), eine Einführung in aktuelle soziologische Gesellschaftsbegriffe (Kneer et al. 2001) sowie eine populäre Darstellung einflussreicher Zeitdiagnosen (Pongs 1999/2000). Es gibt sogar einen Band mit dem Titel „Gesellschaftsdiagnosen“, herausgegeben von Sven Papcke (1991). Darin finden sich allerdings keine soziologischen Zeitdiagnosen; es handelt sich vielmehr um eine Sammlung von Essays über klassische Texte der deutschen Soziologie zu ganz unterschiedlichen Themen, angefangen von Max Weber über Karl Mannheim bis hin zu Dahrendorf und Popitz. Einen systematischen Abriss der soziologischen Zeitdiagnostik hat in jüngerer Zeit dann erst Oliver Dimbath vorgelegt. Seine ausführliche und mit vielen Querverweisen zu gegenwärtigen soziologischen Diskursen unterlegte Monographie ist beispielhaft, dürfte Studienanfänger freilich überfordern (Dimbath 2016). Zuletzt hat Manfred Prisching in einem forschenden Überflug über das weitläufige Territorium der Gesellschaftsdiagnostik eine Karte erstellt, die einen Überblick über maßgebliche Modelle und Motive der Zeitdiagnostik bietet (Prisching 2018). Seiner launigen Darstellung ist die Lust anzumerken, aus der eigenen Systematisierung heraus gleich eine neue Zeitdiagnose zu entwickeln.

1 Gesellschaftsdiagnose, Gesellschaftstheorie – wo ist der Unterschied?

Gesellschaftsdiagnose und Gesellschaftstheorie gelten heute als ungleiches Paar in ähnlicher Mission, nämlich der Gesellschaftsbeobachtung. Dass die scharfe Kontrastierung der beiden Genres keineswegs selbstverständlich ist, lässt sich mit Blick auf die Gründerväter der Soziologie wie Max Weber (1864–1920) oder Émile Durkheim (1858–1917) festhalten. Auf Webers Rationalisierungsthese und ihr zeitdiagnostisches Potenzial komme ich in Kapitel 8 zurück. Doch auch Durkheims Analyse der Turbulenzen, in die die moderne Gesellschaft geraten ist, enthält zeitdiagnostisches Potenzial (Durkheim 1992). Wie lässt sich eine tragfähige Moral für eine Gesellschaft finden, die durch wachsende Desintegration und Zersplitterung, durch Arbeitsteilung, moralischen Individualismus, Verwissenschaftlichung und Technisierung charakterisiert ist? So lautet Durkheims Basisfrage. Seine gesellschaftstheoretischen Überlegungen führen

ihn zu der Empfehlung, dass die ausdifferenzierte, durch Anomie bedrohte Gesellschaft einer neuen institutionellen Struktur bedarf, um eine wirksame Kollektivmoral etablieren zu können. Es sind die Berufsgruppen, die Durkheim als wirksame Vermittler dieser neuen Moral ansieht. Das heißt, Durkheims Analyse des sozialen Wandels enthält eine Diagnose (lautend auf Individualismus und Anomie) sowie eine präzise Therapie (Moralisierung der Gesellschaft mittels der Neuauflage von Berufsverbänden).

Die uns heute vertraute Abgrenzung zwischen Gesellschaftsdiagnose und Gesellschaftstheorie verweist darauf, dass die ehemalige Einheit der beiden Genres zerrissen ist. Den Grund dafür kann man in der fortschreitenden Professionalisierung der Soziologie vermuten, in den mittlerweile etablierten Theoriestandards und Beschreibungsinstrumentarien, in der Art und Weise, wie die moderne Soziologie ihre Probleme zuschneidet und welche Fragestellungen sie als (nicht mehr) fruchtbar erachtet. Mit Blick auf die Frage, wie in einer multiparadigmatisch organisierten Wissenschaft wie der Soziologie eigentlich so etwas wie wissenschaftlicher Fortschritt erlebbar wird, liegt die Vermutung nahe, dass die Unterscheidung zwischen Diagnostik und Theorie implizit darüber befindet, welche soziologischen Beiträge erinnerenswert und theoretisch anschlussfähig sind – und welche vielleicht kurzfristig interessant, aber langfristig zu vergessen sind. Doch auf welche Kriterien kann sich diese Unterscheidung stützen?

Das Wesen der Gesellschaft

Die Gesellschaftsdiagnostik nimmt die etwas altmodische, aber reizvolle *Frage nach dem Wesen der Gesellschaft* auf. Gesellschaftsdiagnosen verfolgen das Ziel, das für die Gesellschaft insgesamt Typische anhand *eines* Prinzips oder *einer* Logik zu bestimmen. Dieses Prinzip steuert gewissermaßen von der Hinterbühne aus das Geschehen auf der Vorderbühne. Die Gesellschaftsdiagnostik der letzten Jahrzehnte kennt eine Reihe von Kandidaten, die von hinten Regie führen, seien es Institutionen (Wissen, Technik), Diskurse (Risiko, Sicherheit) oder soziale Praktiken (Aktivierung, Erlebnisorientierung). Typische Gesellschaftsdiagnosen lauten deshalb: Wir leben in der Risikogesellschaft, in der Erlebnisgesellschaft oder in der Wissensgesellschaft. Das heißt, Gesellschaftsdiagnosen bringen ihre Gesellschaft auf den Begriff – auf *einen* Begriff. Sie sind damit in der Lage, konkret darüber Auskunft zu geben, in welcher Gesellschaft wir denn eigentlich heute leben. Diese Form der Komplexitätsreduktion verfolgt im Übrigen auch die medizinische Diagnose: Anhand verschiedener, meist technisch erhobener Befunde liefert der Arzt oder die Ärztin eine integrale Zustandsdeutung, also ein Krankheitsbild, das unsere Beschwerden und Insuffizienzen mehr oder weniger präzise abbildet.

Die Probleme, die mit solch einer Wesensbestimmung der Gesellschaft einhergehen, liegen auf der Hand: Wenn man davon ausgeht, dass die Gesellschaft durch ein einziges Prinzip gesteuert bzw. in Schwung gehalten wird (z. B. durch Technik, Risiko oder Effizienzdenken), dann erscheint die Gesellschaft als eine zentral adressierbare und koordinierbare Einheit, als ein Gegenstand aus einem Guss. Doch genau diese Vorstellung, nämlich dass die moderne Gesellschaft eine homogene Einheit darstellt, ist angesichts auseinander driftender Lebenswelten, inkongruenter und zuweilen inkompatibler Weltanschauungen, angesichts eigenlogischer Handlungssphären und spezialisierter Arbeitszusammenhänge etwas unplausibel geworden.

Darum gilt heute zuweilen als Gesellschaftsdiagnostik, was gestern in der Soziologie noch als Gesellschaftstheorie geführt wurde. Ein prominentes Beispiel ist hier die frühe Kritische Theorie, die aufgrund ihres hegelianischen Erbes ganz unbefangen von einem eindeutig bestimmbareren Wesen der Gesellschaft ausging (Kapitel 3). Was als Zeitdiagnose gilt, ist also immer auch abhängig von fachspezifischen Theorie- und Formalisierungsstandards, von Paradigmen und Theorietrends. Wer die Frage nach dem Wesen der Gesellschaft in den Vordergrund rückt und von einem „Allesbeweger“ in der Gesellschaft ausgeht (der dann Namen wie Kapitalismus, instrumentelle Vernunft oder McDonaldisierung usw. trägt), folgt in jedem Fall dem Traditionspfad der Gesellschaftsdiagnostik.

Die *Gesellschaftstheorie* setzt in ihrer Frageperspektive anders an. Ihre Kernfrage lautet: Wie funktioniert Vergesellschaftung? Wie ist soziale Ordnung möglich? Wie verbinden Institutionen, Diskurse, Praktiken, Denk- und Handlungsmuster eigensinnige, hochindividualisierte Akteure zu einem relativ stabilen Gefüge? Gerade Differenzierungstheoretiker wie Luhmann oder Bourdieu verweisen darauf, dass es in der modernen Gesellschaft keinen zentralen Akteur gibt (etwa die Wirtschaft, die Wissenschaft oder die Politik), der die Identität der ganzen Gesellschaft festlegen würde. Die Rede von der kapitalistischen Gesellschaft gilt dementsprechend als unzulässige Vereinfachung, weil sie impliziert, dass eben nicht nur die Wirtschaft nach kapitalistischen Prinzipien funktioniert, sondern auch sämtliche Prozesse, die sonst noch so in der Gesellschaft ablaufen, etwa das Familienleben, die Kunst, die wissenschaftliche Forschung oder unsere Intimbeziehungen. Kurz gesagt: Es gibt aus Perspektive der Differenzierungstheorie nicht länger so etwas wie eine zentrale Instanz, die die Gesellschaft im Ganzen repräsentieren könnte. Die Gesellschaft bleibt daher unbestimmt; die Frage nach ihrem Wesen läuft leer.

Gesellschaftsdiagnosen – weil sie die Wesensfrage in den Mittelpunkt stellen – erkennt man oft daran, dass bereits im Buchtitel eine neue Gesellschaftsform ausgerufen wird. Michael Marien hat schon in den späten 1970er-Jahren über 350 verschiedene Benennungen für die gegenwärtige Gesellschaft gefunden (Marien 1977). In seiner Liste findet sich Etzionis „The Active Society“ genauso

wie Croziers „The Stalled Society“, Kenneth Bouldings „Post-Civilised Society“, die „Consumer Society“ oder die „Service Society“. Bis zum heutigen Tag sind noch etliche Titel hinzugekommen, die meisten davon schon wieder vergessen. Diese Inflation unterschiedlicher, zuweilen komplementärer Gesellschaftsetiketten ist kein Zufall, sondern resultiert aus der Bauart von Zeitdiagnosen.

Wie können wir uns die Bauanleitung für Zeitdiagnosen vorstellen? Zeitdiagnosen basieren auf einer „Konstruktion, die aus kleinen, bereichsspezifischen Phänomenen gesellschaftliche Globaltransformationen schmiedet. (...) Man sucht nach ‚Nusschalen‘, die im Kleinen vormachen, was auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zu beobachten ist.“ (Osrecki 2011: 193, 308) Zeitdiagnosen funktionieren gewissermaßen nach einer „pars pro toto“-Logik, das heißt, die in einem bestimmten Gesellschaftsbereich identifizierten Veränderungen werden auf einen grundlegenden Wandel der ganzen Gesellschaft hochgerechnet. Kurz, das (neuartige) Einzelphänomen wird für das Ganze genommen – aus Mikro wird Makro. Die Plausibilität einer Zeitdiagnose steht und fällt daher mit dem Nachweis, dass das aufgefundene Basisprinzip gesellschaftlicher Struktur- bildung sich in den zentralen Gesellschaftsbereichen wiederfindet.

Tatsächlich lassen sich viele Gesellschaftsdiagnosen als Generalisierung von Einsichten verstehen, die aus speziellen soziologischen Forschungsfeldern her- rühren. So ist etwa die Debatte um die Sicherheitsgesellschaft ganz wesentlich durch marxistisch inspirierte Analysen aus der Kriminologie geprägt (Kapitel 6); die Rede von der „aktiven Gesellschaft“ (Etzioni) oder der Erschaffung des eigenverantwortlichen Aktivbürgers (Lessenich) verdankt sich dem Fokus auf politische Reformprozesse (Kapitel 7). Bruno Latours Kritik an einer „halbier- ten“, nicht wirklich modernen Moderne verdankt ihre Plausibilität der Ethno- graphie naturwissenschaftlicher Laborpraktiken (Latour 1998); Ulrich Becks Entwurf einer Risikogesellschaft erklärt sich aus der Wucht, mit der die ökolo- gische Frage ab den späten 1970er-Jahren zum politischen und öffentlichen Thema wurde (Kapitel 5). All ihren unterschiedlichen Impulsen und Bezugs- punkten zum Trotz ist diesen Zeitdiagnosen eines gemeinsam: Sie beanspru- chen, ein Basisproblem identifiziert, eine soziale Logik, eine Entwicklungsten- denz gefunden zu haben, die die Gesellschaft als Ganzes charakterisiert.

Epochenbruch

Gesellschaftsdiagnosen, das haben wir bereits gehört, sind monofaktorielle Konstruktionen. Sie stützen sich auf die Identifikation eines einzigen, integra- len Faktors, der die Differenz zwischen alter und neuer Gesellschaft markiert. Mit der Zeitdiagnose verbindet sich darum in aller Regel die These eines Epo- chenbruchs. Die Auswirkungen dieses Epochensbruchs werden in der jeweiligen Gegenwart gerade greifbar oder werfen ihre Schatten voraus. Bevorzugtes Ob-

jekt der Abgrenzung ist dabei zumeist die Industriegesellschaft – die aufgrund reichhaltiger Beforschung und klassischer Studien (z. B. Aron 1964) selbst nicht mehr als Zeitdiagnose gilt.

Die Industriegesellschaft, nur zur Erinnerung, beginnt sich ab Mitte des 18. Jahrhundert in England abzuzeichnen und ist dann 100 Jahre später auch auf dem Kontinent voll entwickelt. Sie ist geprägt von einer immens beschleunigten Entwicklung von Technik und Produktivität, begleitet von einer starken Bevölkerungszunahme und Verstädterungswelle sowie einer neuartigen Zuspitzung sozialer Missstände. Mit der Durchsetzung einer industriellen Produktionsweise, die die Agrarwirtschaft an den Rand drängt, kommt es zur Ausweitung der Lohnarbeit („Proletarisierung“). Der Kapitalismus, also eine marktförmig organisierte, auf Privatbesitz basierende Wirtschaft, etabliert sich im großen Stil. Auf der Ideenebene dominieren typisch bürgerliche Werte wie das Leistungsprinzip, der Fortschrittsoptimismus oder unser modernes, durch das Askeseideal unterfüttertes, Arbeitsethos. Alles in allem: eine facettenreiche Gesellschaftsformation, die in der Soziologie – je nach analytischem Fokus und politischem Standpunkt – als bürgerliche Gesellschaft (politisch-kultureller Fokus), als kapitalistische Gesellschaft (ökonomischer Fokus) oder eben als Industriegesellschaft (technischer Fokus) bezeichnet wird. Marxisten hielten immer am Begriff der kapitalistischen Gesellschaft fest, um konkrete Besitz- und Machtverhältnisse zu skandalisieren. Liberale und Konservative hingegen sprachen von erhöhter Warte aus – mit Blick auf den Rationalisierungsprozess oder auch in Angst vor einer Herrschaft der Technik – vorzugsweise von der Industriegesellschaft. So wird leicht verständlich, welchen Zündstoff das Thema des legendären Soziologentags von 1968 „Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?“ barg.

Ab Mitte des 20. Jahrhunderts ertönen erste Abgesänge auf diese Gesellschaftsformation. Soziologen wie Robert E. Lane („knowledgeable society“, 1966) und Alain Tourraine (1972), später dann Daniel Bell (1979) und Ulrich Beck (1986) postulieren in ihren Gesellschaftsdiagnosen den Anbruch einer postindustriellen Phase und damit den Beginn einer neuen Epoche. Ab den 1980er Jahren, und davon berichten die Kapitel 6 bis 10 dieses Bandes, beginnen sich die Gesellschaftsdiagnosen zu vervielfältigen, womit es auch zu einer gewissen Inflation von Epochenbrüchen kommt. Es entwickelt sich ein buntes Neben- und Durcheinander der verschiedenen Gesellschaftsetiketten, das man selbst wieder zeitdiagnostisch deuten kann. In leicht ironischer Wendung hat André Kieserling (2002) darum von der „Diagnosegesellschaft“ gesprochen.

Doch Achtung: Die Konstruktion eines Epochenbruchs ist zunächst noch kein Alleinstellungsmerkmal der Gesellschaftsdiagnose. Auch Gesellschaftstheorien gehen natürlich von einer Abfolge von Gesellschaftsformationen aus. Um die Struktur der Gegenwartsgesellschaft bestimmen zu können, müssen selbst grob schematisierende Darstellungen zwischen einem Früher und einem Heute

unterscheiden, zwischen einfacher und komplexer oder vormoderner und moderner Gesellschaft. Die Annahme eines Epochenbruchs ist überhaupt erst konstitutiv für das, was wir als Moderne verstehen (Blumenberg 1996). Die Neuzeit entwickelt, wie keine Epoche zuvor, ein Bewusstsein der Trennung von der Vergangenheit, und dieses Bewusstsein verkörpert sich im Zeitalter der Aufklärung in Reinkultur. Es ist die Zeit, in der das Mittelalter als „dunkle“ Vorzeit erschaffen wird. So wird Voltaire in seiner einflussreichen Periodisierung der Weltgeschichte einen weiten Sprung von der Antike in die Renaissance machen, weil er das Mittelalter als Zeitalter trostloser intellektueller Stagnation empfindet (Voltaire 2015).

Die Soziologie (mit Bezug auf ihre Klassiker) hat eine Reihe von Indikatoren für die Abgrenzung der Moderne gefunden, nämlich unterschiedliche Formen gesellschaftlicher Differenzierung (auf der strukturellen Ebene); Rationalisierung, Intellektualisierung und Distanzierung (auf der kulturellen Ebene); mit Blick auf die Persönlichkeitsebene: Individualisierung und Aktivierung; und schließlich, hinsichtlich der Zeitstrukturen: Beschleunigung bzw. den in die Moderne eingebauten Zwang zur Steigerung und zum Wachstum.

Gesellschaftsdiagnosen nun konstruieren den Epochenwandel in besonderer Weise. Sie gehen nämlich in der Regel von einem Epochenbruch *innerhalb* der Moderne aus. Damit verbindet sich die Vorstellung, dass die Basisinstitutionen der Moderne zwar weiterhin existieren (Nationalstaat, Marktwirtschaft, Technik, Bürokratie, rationales Recht, romantische Liebe usw.), dass wir also nicht in ein Zeitalter jenseits oder vor der Moderne eintreten. Doch die Bedeutung dieser Institutionen hat sich grundlegend gewandelt; deswegen erhält die Gegenwartsgesellschaft ein neues Gesicht. Es vollzieht sich der Übergang von der Moderne zur Spätmoderne, von der Industriegesellschaft zur postindustriellen Gesellschaft, was auch immer das im Einzelnen dann konkret heißt.

Es ist dieser *Strukturwandel der Moderne*, an dem sich alle Gesellschaftsdiagnosen der jüngeren Vergangenheit abarbeiten. Bezüglich der Frage, *wie* sich dieser Strukturwandel vollzieht, gibt es im Wesentlichen zwei Antworten. Die erste Antwort lautet: Es ist die *Radikalisierung* zentraler Prinzipien oder Logiken der Industriegesellschaft – also Rationalisierung, Technisierung, Standardisierung oder auch der typisch moderne Wachstums-, Beschleunigungs- und Steigerungszwang –, die zu einer neuen Gesellschaftsformation führt. Diese nächste Gesellschaft wird in der Regel als krisenhaft empfunden, weil im Zuge der Radikalisierung der Industriemoderne – ganz entgegen ihrer Versprechungen – die Demokratie in Gefahr zu geraten scheint, Freiheits- und Autonomiepielräume auf ein Minimum zusammenschmelzen oder schlicht die Menschen überfordert werden. In diese Richtung argumentierten schon zahlreiche Zeitdiagnosen aus der berühmten Technokratiedebatte (Kapitel 4). Und dieser Logik folgen dann später auch die Dystopie einer „McDonaldisierten Gesellschaft“ (Kapitel 8), die „Multioptionsgesellschaft“ (Kapitel 9) und – mit größerer Raffi-

nesse – auch noch die „Beschleunigungsgesellschaft“ (Kapitel 7). Weil in all diesen Gesellschaftsdiagnosen das Neue sich durch eine Radikalisierung des Alten ergibt, gerät der Zeitpunkt des Epochenbruchs zwangsläufig etwas unscharf. Denn es lässt einfach schwer ausmachen, ab welchem Grad der Optionensteigerung oder des Effizienzdenkens sich eine neue Gesellschaftsformation durchzusetzen beginnt.

Die zweite Antwort auf die Frage, wie sich der Strukturwandel der Moderne vollzieht, argumentiert nicht mit der Radikalisierung des Alten sondern mit der *Überwindung* zentraler industriegesellschaftlicher Prinzipien und Logiken. Damit verbindet sich die Vorstellung, dass sich in der Gegenwart etwas völlig Neues ereignet; dass industriegesellschaftliche Lebens- und Denkformen, Karriere- und Beziehungsmuster nicht länger gültig sind, dass die geläufigen Identitäten, Werte und Praktiken sich verflüchtigen und ganz neue Formen an ihre Stelle treten. Die auf Rationalisierung, Naturbeherrschung, Berechenbarkeit und bürgerliche Werte setzende Industriegesellschaft wird abgelöst durch eine spätmoderne Gesellschaft, die neuen Prinzipien und Logiken folgt. Ursachen für diesen radikalen Wandel sind neuartige Probleme wie Umweltgefährdungen (Kapitel 5) oder Terror und Kriminalität (Kapitel 6), neue Ressourcen der Innovation und Wertschöpfung (Kapitel 10) oder auch neue Denkmuster und Handlungsorientierungen, die sich im Kontext eines neuen, kulturellen Kapitalismus etablieren, etwa die Erlebnisorientierung (Kapitel 9) oder das Selbstunternehmertum (Kapitel 7).

Jene Gesellschaftsdiagnosen, die den Strukturwandel der Moderne mit einer radikalen Überwindung des Alten begründen, laufen Gefahr, recht plakativ zu geraten. Schließlich erscheinen moderne und spätmoderne Gesellschaft nur zu leicht als zwei getrennte Entitäten oder Zeitalter, die nicht viel gemeinsam haben. Die Vergangenheit schrumpft in dieser Perspektive zu einer Phase, von der in der Gegenwart nichts bleibt. Die meisten Gesellschaftsdiagnosen setzen darum vorsichtiger an. Sie gehen von einer Koexistenz des Alten und Neuen aus, wobei sich die Gewichte zwischen beiden im Laufe der fortschreitenden Modernisierung verschieben. Die Vorherrschaft des Alten wird, kurz gesagt, durch die Vorherrschaft des Neuen abgelöst, ohne dass das Alte vollends verschwinden würde. Diese Argumentation hat den Vorteil, dass man das Weiterexistieren zentraler Prinzipien der Industriemoderne nicht zu leugnen braucht, ohne jedoch ihre Wirkung auf die gegenwärtige Gesellschaft sonderlich hoch anzusetzen. Die alten, industriegesellschaftlichen Prinzipien haben in dieser Lesart gewissermaßen nur noch eine Hebammenfunktion für die Geburt des Neuen.

Mit Blick auf den Epochenbruch haben Gesellschaftsdiagnosen, die das Neue nicht mit einer Steigerung sondern mit der Transformation des Alten begründen, einen Vorteil: Sie können (und müssen) den Übergang zur Spätmoderne präziser datieren. Gesellschaftsdiagnosen des zweiten Typus gehen in aller Regel davon aus, dass sich ein radikaler Wandel in den 1970er und 80er

Jahren, also mit dem Ende des „golden age of capitalism“, vollzieht. Deregulierter Kapitalismus, erodierender Wohlfahrtsstaat, zunehmende Individualisierung und postmaterialistischer Wertewandel – dies sind oft genannte Aspekte im Hinblick auf den Anbruch der Spätmoderne.

Für die Beschreibung der Spätmoderne selbst werden dann im soziologischen Diskurs unterschiedliche Etiketten ins Spiel gebracht, die bei aller Vielfalt doch eines gemeinsam haben: All diese Etiketten (Risikogesellschaft, Sicherheitsgesellschaft, Wissensgesellschaft usw.) beanspruchen für sich, das Wesen der Gegenwartsgesellschaft vollständig zu entziffern. Mit der Zunahme an Gesellschaftsdiagnosen steigt dann auch zwangsläufig die Häufigkeit von Epochenbrüchen. Paradoxaerweise vermitteln die unablässigen Diagnosen eines Epochenbruchs, die ab den 1960er Jahren im großen Stil einsetzen, im Laufe der Zeit dann vor allen Dingen eines: ein irgendwie beruhigendes Gefühl der Kontinuität und der gesellschaftlichen Stabilität.

Kulturkritik

Die Zeitdiagnose ist ein Kind des 19. Jahrhunderts, und zwar jener Ära des entwickelten Industrialismus, in der ein *kulturkritisches Denken* die hochgespannten Erwartungen der Aufklärungszeit an der tristen, durch Urbanisierung, Fabrikarbeit, Pauperismus und Hygieneprobleme geprägten Realität zu messen beginnt. Das einigende Band dieser recht diversen, weil keiner wissenschaftlichen Disziplin und keiner politischen Richtung exklusiv zurechenbaren Denkströmung besteht in dem Generalvorbehalt gegen die Moderne (Bollenbeck 2007). Der Kulturkritik erscheint die Moderne als unheilvoller Siegeszug eines entfesselten Individualismus, eines durch Nutzenkalkül entstellten Rationalismus sowie einer menschenfeindlichen Technik. In ihren schlechteren Ausprägungen verkommt die Kulturkritik zum platten Ressentiment gegen alles Moderne, in ihren besseren Varianten sensibilisiert sie für die Ambivalenzen der Moderne. Der typisch aufklärerische Glaube an die Vervollkommnungsfähigkeit der Geschichte jedenfalls geht verloren. Die Menschheitsgeschichte erscheint bald als ein Verfallsprozess, so wie dies schon Jahrhunderte zuvor in religiösen Weltdeutungen dargestellt worden war (Le Goff 2016).

Die Kulturkritik des späten 19. Jahrhunderts verlässt sich in ihrem Geschichtspessimismus auf Bewertungsmaßstäbe, die schon der Klassizismus populär gemacht hatte. Im Klassizismus, einer Zeit der uneingeschränkten Griechenland-Verherrlichung, diente die Antike als Gegenideal zum unreflektierten Vernunftstolz der Aufklärung. Bald wurde die Vollkommenheit dieser vergangenen Epoche zum Bewertungsmaßstab für die eigene Zeit. Das griechische Leben, der griechische „way of life“ als Vorbild für Europa – das ist lange her.

Georg Simmel (1858-1918), einer der Gründerväter der Soziologie, hat

schon früh eine eindrucksvolle soziologische Erklärung für den in seiner Zeit grassierenden Kulturpessimismus vorgelegt. Simmel zufolge resultiert der Kulturpessimismus aus der wachsenden Kluft zwischen dem objektiven Kulturfortschritt in Gestalt moderner Institutionen wie Staat, Recht, Wissenschaft und Technik und den sehr begrenzten individuellen Teilhabemöglichkeiten am Kulturfortschritt (Simmel 1989). Aufgrund arbeitsteiliger Kooperation treten den Menschen ihre eigenen Kulturprodukte als fremd gegenüber. Bedeutende Dinge wie wissenschaftliche Erkenntnisse oder technische Erfindungen können nicht mehr subjektiv anverwandelt werden, in die individuelle Lebenspraxis integriert und als Sinnstiftungsressource produktiv angeeignet werden. Kurz: Die objektive Kultur kann nicht mehr in subjektive Kultur übersetzt werden und bleibt darum den Menschen fremd – daraus resultiert eine tief sitzende Kulturfeindschaft, die ihr intellektuelles Echo in der Kulturkritik findet.

Die Zeitdiagnose hat ihre Wurzeln in dieser Kulturkritik. Dies wird offenkundig, sobald man die Metapher der Diagnostik ernst nimmt. Das Diagnostizieren im medizinischen Sinne, also die Zuordnung eines Befundes zu einem Krankheitsbild, impliziert einen Krankheitsverdacht und damit die Option des Eingreifens im Sinne eines akut notwendigen oder präventiven Handelns. Jede Diagnose basiert also auf der begründeten Annahme, dass eine Intervention („Therapie“) erstens prinzipiell möglich ist und zweitens im konkreten Fall auch notwendig sein könnte. Übertragen auf unser Thema heißt das: Die frühe Zeitdiagnostik steht unter dem Stern eines fundamentalen Vertrauensverlusts in die Selbstheilungskräfte der Geschichte; sie ist von der Überzeugung getragen, dass sich die Gesellschaft gerade in einer kritischen Phase befinde, die entschlossene Eingriffe in korrektiver Absicht erforderlich mache. Die Krise („Krankheit“), das sind all jene Prozesse, die sich in den soziologischen Begriffen der Rationalisierung, Abstraktifizierung, Objektivierung und Intellektualisierung des Lebens fassen lassen, und die Therapieempfehlungen früher Zeitdiagnosen rekurrieren in jeweils unterschiedlichen Semantiken auf eine „kulturelle Erneuerung“ (siehe Kapitel 2). Das heißt, viele Therapieempfehlungen basieren auf einer Idealisierung vergangener Epochen bzw. eines harmonischen Urzustandes. Nietzsches Aufruf zur Rückkehr zu einem „echten“ Leben voll dionysischer Energie fällt genauso darunter wie Heideggers Wunsch nach einem „anfänglichen“, also irgendwie anderen Denken. Aber noch in der gegenwärtigen Soziologie finden sich vergleichbare Kritik- und Argumentationsmuster (siehe Kapitel 8).

Die Zeitdiagnose will also aufrütteln, beunruhigen, mobilisieren. Schließlich ist ihre Epochenbeschreibung in der Regel durch eine Krisenwahrnehmung motiviert. Mit Blick auf die Unterscheidung zwischen Gesellschaftsdiagnostik und Gesellschaftstheorie könnte man auch sagen: Die Gesellschaftstheorie geht in ihrer Analyse von einem *Komplexitätsverdacht* aus und zielt daher auf die Entwicklung eines differenzierten Begriffsinventars, das eine facettenreiche